



Wer nicht hetero ist, wird hetero gemacht

Konversionstherapien Umpolungsmassnahmen für Homosexuelle sind in freikirchlichen Kreisen noch immer verbreitet. Mit fatalen Folgen für die Betroffenen.



«Ich wollte es auch selbst ausprobieren»: David Gamez hat eine Konversionstherapie besucht. Foto: Dominique Meienberg

**Marius Aschwanden**

Bis vor einigen Jahren war der Glaube an einen christlichen Gott alles für David Gamez. Sein ganzes Leben hat er um ihn herum aufgebaut. Doch letztlich war er es auch, der ihm alles genommen hat. Gamez hat Schulden, blickt auf Aufenthalte in psychiatrischen Kliniken zurück, hatte Probleme mit Drogen.

Heute sagt der 27-Jährige: «Ich glaube an nichts mehr. Mit einer Religion, die gewisse Menschen verteufelt, will ich nichts zu tun haben.»

Auch Mäth Gerber kennt solche Gedanken. Auch bei ihm ist der Glaube, der seit seiner Kindheit integraler Bestandteil seines Lebens ist, mit ein Grund für eine tiefe Krise. Auch er musste sich psychiatrisch behandeln lassen.

Und doch sagt der 42-Jährige heute: «Dass man sich von der Kirche abwendet, weil einen die Menschen enttäuschen, kann ich verstehen. Mit meinem Glauben hat das aber nichts zu tun. Der ist unverändert stark.»

Zwei Menschen, zwei Schicksale, zwei unterschiedliche Wege, mit dem Erlebten umzugehen.

Eines aber haben David Gamez und Mäth Gerber gemeinsam: Sie beide sind homosexuell. Und sie beide sind in evangelikalen Freikirchen im Kanton Bern aufgewachsen, wo Homosexualität bis heute verbreitet als Krankheit oder Sünde gilt.

Deshalb wollten sie ihre sexuelle Orientierung mittels «Therapien» ändern. Funktioniert hat es nicht. Im Gegenteil. Der Versuch, heterosexuell zu werden, hat mehr Schaden als Gutes angerichtet.

Verbot im Kanton Bern beschlossen

Wie viele solche sogenannten

Konversionstherapien in der Schweiz durchgeführt werden, weiss niemand. Diese werden nicht als solche beworben, sondern unter dem Deckmantel von «Seelsorge» oder «Sexualberatung» angeboten.

Klar ist: Umpolungsmassnahmen gibt es bis heute. Erst kürzlich zeigte dies eine SRF-Recherche, bei der sich der Journalist mit versteckter Kamera in solche «Therapien» eingeschlichen hat.

Seit Jahren gibt es Bestrebungen, die Angebote national zu verbieten – ohne Erfolg. Andere Länder wie Deutschland, Österreich oder Kanada haben Konversionstherapien hingegen für illegal erklärt. Deshalb kommt nun auf Kantonsebene Bewegung in die Sache.

Nach Basel-Stadt, Waadt und Genf hat auch der bernische Grosse Rat kürzlich ein Verbot beschlossen. Wie es umgesetzt werden soll, ist allerdings noch unklar.

Wie problematisch Umpolungstherapien sein können, zeigen die Geschichten von David Gamez und Mäth Gerber.

Aufgewachsen ist David Gamez im Berner Oberland. Seine Mutter hat ihn grösstenteils allein erzogen. «Streng religiös», wie er sagt. Sie war Mitglied der Pfingstgemeinde, also machte der kleine David ebenfalls dort mit. Mit 13 Jahren stellte er fest,

dass er sich nicht vom weiblichen, sondern vom männlichen Geschlecht angezogen fühlt. «Ich konnte nicht einordnen, was das bedeutet. Schliesslich wurde ich in dem Glauben erzogen, dass das gar nicht sein darf.»

In seiner Verwirrung vertraute sich Gamez einem Seelsorger aus der Gemeinde an. Gemein-

sam versuchten sie, eine Lösung zu finden. Ob eine «Umpolung» damals bereits das Ziel gewesen ist, kann David Gamez heute nicht mehr sagen.

Er habe den Mann als Vertrauen erlebt, als einen, der ihn versteht. Dieser habe aber subtil vermutlich darauf hingearbeitet, dass der Junge hetero werde oder seine Homosexualität wenigstens nicht auslebe.

Am Wochenende musste er Busse tun

Mit 16 Jahren, als Gamez den Gymer Hofwil in Münchenbuchsee besuchte und im Internat lebte, kam es trotzdem zu ersten sexuellen Erfahrungen mit Männern. «Da ich aufgrund meiner Erziehung nicht ausreichend aufgeklärt war, kam es zu gefährlichen Situationen. Ich verwendete nicht immer ein Kondom, erzählte niemandem davon, konnte mich nicht austauschen.»

Am Wochenende sei er zurück in die Kirche gegangen. «Dort musste ich Busse tun für meine Sünden. Es war ein Katz- und-Maus-Spiel. Schliesslich wollte ich meinem Gott und dem Umfeld gefallen.»

Gamez' Ängste und seine innere Zerrissenheit wurden immer grösser. Was geschieht, wenn jemand aus der Gemeinde oder der Familie herausfindet, dass er homosexuell ist? Wird er dann verstossen?

Mit 17 fand seine Mutter Kondome in einer Hose und stellte ihn zur Rede. «Für sie ist eine Welt zusammengebrochen.» Schon kurze Zeit später sei sie zum Entschluss gelangt: Mit Betten allein könne man das Problem nicht lösen. Der Sohn müsse eine Therapie machen.

«Ich wollte es auch selbst ausprobieren. Als ich von dieser



Möglichkeit hörte, dachte ich: Endlich habe ich eine Lösung gefunden.»

Eine Art Erlösung, in eine «Therapie» gehen zu können

Auch für Mäth Gerber war es eine Art Erlösung, in eine «Therapie» gehen zu können. «Ich dachte: Cool, es gibt einen Weg, wie ich die Homosexualität loswerden kann», sagt er. Gedrängt habe ihn niemand. Aber alle, die davon wussten, hätten ihn darin unterstützt – auch seine Eltern.

Für sie sei diese Aussicht auf «Heilung» ein Grund zur Hoffnung gewesen, als sie von seiner Homosexualität erfuhren.

Gerber ist im Seeland im Umfeld des Evangelischen Gemeinschaftswerks in einer behütenden Familie aufgewachsen. Mit 18 Jahren hat er sich gegenüber seinem besten Freund, in den er sich verliebt hatte und der ebenfalls der Freikirche angehörte, geoutet.

Das habe zwar zu keinem Bruch geführt, doch gemeinsam stellten sie sich die Frage: Wie

bringen wir das weg? «So unter dem Motto: Du willst abnehmen? Wir schaffen das», erinnert sich Gerber.

Was folgte, waren zehn Jahre, in denen er bei verschiedenen Seelsorgern und Therapeuten im Kanton Bern war und versucht hat, hetero zu werden.

In den Sitzungen sei nach Enttäuschungen gesucht worden, die er in seiner Kindheit erlebt und die seine Homosexualität ausgelöst haben könnten. Ihm wurde gesagt: Wenn du mit dir als Mann im Reinen bist, kommt auch deine Sexualität auf die richtige Spur. Immer wieder wurde für Heilung gebetet.

Genützt hat alles nichts. Stattdessen ist Mäth Gerber mit

27 Jahren zusammengebrochen. Er musste drei Monate in einer psychiatrischen Klinik behandelt werden.

«Es war eine Kombination von vielem. Ich habe immer stärker gemerkt, dass ich meine Sexualität nicht leben kann, und hasste mich für meine Homosexualität. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich als Person nicht annehmen darf.»

Buchstabengetreue Auslegung der Bibel

Schwulsein als Krankheit, die geheilt werden kann.

Bis vor 30 Jahren war dieses Bild weit verbreitet. Die Weltgesundheitsorganisation strich Homosexualität erst 1992 von der Liste der psychischen Krankheiten. Damals stellte sie fest: «Gleichgeschlechtliche Sexualität ist weder eine Geisteskrankheit noch moralisch verwerflich.»

Weiter schrieb sie, dass diverse Studien die «geistige Gesundheit von Schwulen und Lesben» dokumentieren würden und «Versuche, die soziosexuelle Orientierung zu reparieren», stellen nichts anderes als psychologisch verbrämte soziale Vorurteile dar.»

Dies gilt ganz besonders für evangelikale Freikirchen

In kirchlichen Kreisen ist dieses Verständnis aber bis heute nicht überall angekommen. Dies gilt ganz besonders für evangelikale Freikirchen. Weshalb dem so ist, weiss Adriano Montefusco. Der

«Ich sah, dass es Leute gibt, die offen schwul sind und

trotzdem an Gott glauben.»

David Gamez

Religionswissenschaftler hat sich an der Uni Freiburg intensiv mit Konversionsmassnahmen befasst. Er sagt: «In evangelikalen Freikirchen wird die Bibel nicht sinngemäss, sondern möglichst buchstabengetreu ausgelegt. Und es gibt verschiedene Stellen, an denen der Text homoerotische Sexualakte verbietet.» Deshalb halte sich in vielen Gemeinden das Verständnis von Homosexualität als etwas Entartetes, etwas Krankhaftes hartnäckig.

Wie verbreitet in der Schweiz Homo-Therapien tatsächlich sind, kann auch Montefusco nicht sagen. Für ihn beginnt das Problem aber schon viel früher. «Ich spreche lieber von Konversionsmassnahmen. Und darunter fällt alles, was Menschen dazu drängt, die eigene sexuelle Orientierung nicht zu bejahen.»

So etwa auch Gebete mit dem Pastor einer Gemeinde, keine homoerotischen Träume mehr zu haben, oder der Rat an Hilfesuchende, einfach noch ein wenig mit einem Outing zu warten, da diese Phase schon wieder vorbeigehen würde.

Mit diesem breiten Verständnis kämen Konversionsmassnahmen in vielen Freikirchen vor, sagt Montefusco.

«Eine inkohärente Werkzeugkiste»

Nur die wenigsten Betroffenen würden denn auch gleich sofort eine eigentliche «Therapie» in Anspruch nehmen. «Es gehen lange Phasen voraus, in denen die Leute Hilfe suchen innerhalb der Gemeinde und schon dort in



eine klare Richtung gelenkt werden.» Von Freiwilligkeit könne innerhalb eines solchen Umfeldes keine Rede sein – auch wenn das die Jugendlichen oft anders wahrnehmen. Die expliziten «Therapien» würden von den unterschiedlichsten Leuten angeboten. Von Pastoren, Seelsorgern, selbst ernannten Therapeuten mit ungenügender Ausbildung oder tatsächlich auch von Psychologen. Manche gehörten direkt einer Gemeinde an, andere nicht.

Angewandt würden dann die unterschiedlichsten Methoden. «Es ist eine völlig inkohärente Werkzeugkiste», sagt Montefusco. Diese reiche von Gebeten bis hin zu Gummiarmbändern, die sich die Betroffenen bei homosexuellen Gedanken gegen das Handgelenk klatschen sollten.

In Wissenschaftskreisen ist allerdings längst unumstritten, dass die sexuelle Orientierung nicht gewählt werden kann, sondern angeboren ist. Entsprechend können Versuche, diese zu ändern, die Betroffenen in einen tiefen Identitätskonflikt stürzen.

Mehr Fussball, mehr Freundschaften

Im Gegensatz zu Mäth Gerber hat David Gamez nur ein halbes Jahr bei einem ehemaligen Pastor in Zürich eine «Therapie» besucht. «Er war der Lebendbeweis, dass es funktioniert. Heute hat er eine Frau und Kinder, früher war er schwul», sagt er.

Die Theorie des Pastors sei gewesen, dass Gamez nur auf Männer stehe, weil er etwas begehre, das er selber nicht habe. «Ein Beispiel: Ich stehe auf gut trainierte Typen. Er sagte dann, dass ich nur auf sie stünde, weil ich selbst kein muskulöser Mann

sei.»

Deshalb sollte Gamez eine Mannschaftssportart wie Fussball ausüben. Oder mehr Kontakte mit männlichen Leuten knüpfen. «Es ging darum, dass ich erwachsen und ein Mann werden sollte.»

Der Pastor habe ihm auch gesagt, er solle gar nicht erst an Beziehungen mit Männern denken oder Pornos konsumieren. Das alles würde ihn nur noch mehr in den Sumpf hineinziehen. «Doch das, was ich nicht ausleben durfte, wollte ich dadurch nur umso mehr. Ich hatte teilweise mehrere One-Night-Stands an einem Tag und hatte danach unglaublich Gewissensbisse», sagt er.

Mit 18 wurde er vor die Tür gestellt

Die Belastung wurde derart gross, dass Gamez begann, Kokain und Cannabis zu konsumieren, auch er brauchte psychiatrische Unterstützung. «Ich wusste einfach nicht mehr weiter, magerte mich auf 43 Kilogramm runter, hatte Suizidgedanken.»

Irgendwann erzählte ihm sein Therapeut vom Verein Zwischenraum. Dort würden all jene Verlierer landen, die es nicht geschafft hätten, hetero zu werden, habe er ihm gesagt.

Tatsächlich ist Zwischenraum ein Zusammenschluss von Menschen aus verschiedenen Freikirchen, die davon überzeugt sind, dass sich Glaube und Homosexualität nicht widersprechen.

«Ich wollte dem auf den Grund gehen und wissen, weshalb sie es nicht geschafft haben. Schliesslich wollte ich nicht dieselben Fehler machen», so Gamez. Also kam er mit Mitgliedern ins Gespräch. «Und plötzlich setzte bei mir ein Denkprozess ein. Ich sah, dass es Leute gibt,

die offen schwul sind und trotzdem an Gott glauben.»

David Gamez brach seine «Therapie» ab. Dies verstärkte allerdings die Konflikte zu Hause. Als er 18 war, stellten ihn seine Mutter und sein Stiefvater vor die Tür.

Unterschlupf fand er zuerst bei Freunden, dann suchte er eine eigene Bleibe. Gamez lebte von der Sozialhilfe, bis er sein Studium abgeschlossen hatte. Noch immer muss er rund 35'000 Franken zurückzahlen, vom Glauben hat er sich verabschiedet. «Ich hatte eine derart grosse Wut auf jene Leute, die mir das angetan haben», sagt er.

Er lernte, sich selbst zu akzeptieren

Nach den misslungenen «Therapien» nahm Mäth Gerber mit 28 Jahren einen letzten Anlauf. Er wollte ein Jahr lang eine Bibelschule besuchen und in dieser Zeit die Homosexualität ein für alle Mal loswerden.

Doch stattdessen begann er mit dem Schulleiter, den er über seine sexuelle Ausrichtung informiert hatte, die Bibel zu durchforschen und Bücher zu lesen. «Einmal sagte er mir daraufhin, dass man das Thema vielleicht ganz allgemein überdenken müsse.»

Immer wieder habe Gerber zudem von einer glücklichen Partnerschaft geträumt. «Ich merkte, dass mir Gott mit all dem ein Zeichen geben wollte: Hei Mäth, ich liebe dich so, wie du bist, auch mit deiner gleichgeschlechtlichen Sexualität.» Langsam habe er gelernt, sich selbst zu akzeptieren. Als er seinen Eltern davon erzählte, habe es «zu schlucken gegeben». Heu-



Er konnte seine Homosexualität lange selbst nicht akzeptieren: Mäth Gerber. Foto: Franziska Rothenbühler

te sei er aber komplett akzeptiert. «Vor einiger Zeit ging meine langjährige Partnerschaft zu Ende. Damals litt meine Mutter mehr als ich.»

Sowohl für Mäth Gerber als auch für David Gamez ist klar, dass ein Verbot von Konversions-therapien längst überfällig ist. Es würde insbesondere jungen Leuten helfen, die von ihrem Umfeld dazu gedrängt werden, meint Gerber. «Sie wüssten dann, dass eine solche Massnahme eigent-

lich verboten ist, und könnten
«Alle wollten immer nur das Beste für mich. Niemand handelte in böser Absicht.»

Mäth Gerber

das ihren Eltern auch sagen.» Gleichzeitig macht er sich keine Illusionen. «Was hinter verschlossenen Türen geschieht, wird man auch künftig nicht wissen.»

David Gamez leidet bis heute darunter, dass ihm immer wieder gesagt wurde, er sei selber schuld an dem, was geschehen ist. «Doch das stimmt nicht. Ich konnte nicht frei wählen, ich war in einer Ideologie gefangen. Mit einem Verbot könnten Menschen, die Ähnliches erleben, we-



nigstens nachträglich Gerechtigkeit herstellen.»

Nationales Verbot wird angestrebt

Der bernische Regierungsrat stellte sich allerdings gegen den entsprechenden Vorstoss im Kantonsparlament. Er war der Meinung, dass, wenn schon, auf nationaler Ebene etwas gegen Konversionstherapien gemacht werden müsste. Tatsächlich sind dort bereits wieder drei parlamentarische Initiativen hängig.

Pink Cross, der nationale Dachverband der schwulen und bisexuellen Männer, begrüsst aber auch die kantonalen Verbote. «Diese zeigen, dass solche Vorstösse auf politischer Ebene gute Chancen haben», sagt Geschäftsleiter Roman Heggli.

Doch für ihn ist ebenfalls klar: «Der Nutzen dieser kantonalen Verbote ist gering. Die Anbieter gehen dann einfach in den Nachbarkanton und machen weiter.» Deshalb strebt Pink Cross ein nationales Verbot an.

Derselben Meinung ist auch Wissenschaftler Adriano Montefusco. Er sagt: «Immer mehr Nachbarländer verbieten solche Massnahmen. Wenn die Schweiz nicht handelt, läuft sie Gefahr, dass ausländische Organisationen hierhin ausweichen und eine Art Umpolungstourismus entsteht.»

Freikirchen wehren sich gegen Verbot

Nach wie vor gegen ein Verbot sind die evangelikalen Kreise selbst. Erst kürzlich redete sich Marc Jost, Generalsekretär der Schweizerischen Evangelischen Allianz (SEA), in der SRF-«Rundschau» um Kopf und Kragen.

In einer Stellungnahme schreibt der Verband von rund 680 landes- und freikirchlichen Gemeinden sowie 255 christlichen Organisationen, dass er Verfahren mit dem ausdrücklichen Ziel, die sexuelle Orientierung einer Person zu verändern, ablehne. «Es gab diesbezüglich in der Vergangenheit leidvolle Fehler, die wir bedauern», steht weiter. Homosexualität sei zudem nicht als Krankheit zu betrachten.

Und trotzdem sei ein Verbot von Konversionsmassnahmen nicht zielführend, so die Allianz. Denn es sei eine Tatsache, dass es Menschen gebe, die ihre homo- oder bisexuelle Orientierung konflikthaft erlebten und deshalb fachliche Begleitung suchten.

Ein Verbot drohe sämtliche hilfreichen Angebote unter Generalverdacht zu stellen. Zudem gebe es auch keine Definition, was als Konversionstherapie gelte. Die SEA habe aber ein Positionspapier entwickelt und Workshops durchgeführt, um ihre Mitglieder für das Thema zu sensibilisieren. «Diese Arbeit geht weiter.»

Eines aber wird sich auch künftig nicht ändern: «Unser

Ideal ist die Ehe von Mann und Frau. Wir akzeptieren zwar auch andere Lebensmodelle für Partnerschaften. Aber wir empfehlen und fördern sie nicht», schreibt die Allianz.

Mit seiner Mutter hat er wieder ein wenig Kontakt

Auch wenn Mäth Gerber niemandem wünscht, einen ähnlichen Weg wie er gehen zu müssen, verurteilt er weder die Therapeuten noch die Freikirchen. «Alle wollten immer nur das Beste für mich. Niemand handelte in böser Absicht. Sie wussten es einfach nicht besser.»

Gerber arbeitet als Coach und Moderator und ist weiterhin in Gemeinden aktiv. Mit seinem offenen Umgang mit seiner Vergangenheit will er sie von innen her reformieren. «Wenn ich aus meinem frommen Umfeld höre, dass sich Leute dank mir anders verhalten haben, als sich ihr Kind geoutet hat, dann ist dies super.»

Es sei einiges im Gang in den Freikirchen bezüglich der Akzeptanz von Schwulen. Gerber: «Aber der Weg ist noch weit.»

David Gamez lebt heute in Zürich und arbeitet als Pianist und Musikpädagoge. Mit seiner Mutter und ihrem Partner hat er wieder ein wenig Kontakt. «Aber der Frieden ist sehr fragil», sagt er. Mit den Freikirchen und der Religion hingegen hat er abgeschlossen.

«Für immer.»